

---

**Aus Freude am Lesen**

Sie wächst auf zwischen den pulsierenden Metropolen von Tel Aviv und New York – immer auf dem Sprung, ohne richtige Heimat. Doch nun bittet ihr Großvater die junge Jüdin Fela, mit ihm nach Polen zu reisen, in das Land seiner Kindheit, in die Heimat, die ihm die Nazis geraubt haben. Anfänglich skeptisch spürt Fela zunehmend, wie sehr ihr eigenes Leben mit dem Leidensweg des Großvaters verstrickt ist. Auch sie kennt die Zeiten bewaffneter Konflikte. Und trotz der erdrückenden Last der Vergangenheit erkennt Fela, dass es da noch mehr gibt – Liebe, Verständnis, Humor und vor allem eine Zukunft.

VANESSA F. FOGEL, geboren 1981 in Frankfurt, wuchs in Israel auf. 1999 bis 2003 studierte sie Komparatistik an der Cornell University, New York. Sie arbeitete als Chefredakteurin des Graphis-Magazins und im Kunstbereich. Seit 2009 lebt sie als Schriftstellerin überwiegend in Tel Aviv.

Vanessa F. Fogel

# Sag es mir

Roman

*Aus dem Amerikanischen  
von Katharina Böhmer*

**btb**



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*  
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2012

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2010 Weissbooks GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: © semper smile, München, nach einem

Umschlagentwurf von borgwardt design, Berlin

Umschlagmotiv: © Sean Gladwell – Fotolia.com © Pontus Edenberg / Pawel Gaul / Donald Erickson – istockphoto.com

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74370-4

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de).

Sag es mir



*Weil es sein muss: Für Dich*

*Dafür, geboren zu sein.*

*Dank an meine Großeltern: Trude und Hershel, deren Gesichter mich vorstellen ließen und Sosha und Moniek, deren Geschichten mich schrieben.*

*Einen großen Dank an meine Eltern, Irene und Michael, die im genau richtigen Grad an mir zweifelten. Die mir beibrachten, beides zu sein: kritisch und mitfühlend, als Mensch und als Autorin.*

*Besonders dankbar bin ich meinen Geschwistern, Jess und Raphael, die nie an mir zweifelten.*

*Für Olga und für Dani – danke, dass ihr die, die ich liebe, zum Lächeln gebracht habt, und für Eure Fürsorge.*

*Ich werde die Jungen, die einst waren und einst neben mir gingen, immer wertschätzen. Und ich spreche dem Mann, Chanan, der jetzt ist, und der nun an meiner Seite geht, meinen tiefen Dank aus.*

*Dank auch an Katharina für ihre Sensibilität, an Sam für ihre Genauigkeit, an Keren für ihren Scharfsinn, an Yves für jenen Anruf, an Marlon für das Versprechen, an David für seinen Namen, an Julian für seine Begabung, an Daniel für seine immerwährende Hilfsbereitschaft und an A. Hoffman dafür, dass er wusste.*





»Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.«

*Johann Wolfgang von Goethe, Maximen und Reflexionen*



In der Nacht, bevor ich nach Deutschland zu Mosha, meinem Großvater, fliege, lerne ich jemanden kennen, nehme ihn mit zu mir und schlafe zum ersten Mal in meinem Leben mit einem Mann.

Durch meine sich schließenden und öffnenden Augenlider hindurch sehe ich seine Augen auf mich gerichtet.

Er nimmt meine Hände, ich lasse sie ihm.

Er führt, ich lasse ihn führen, ich will das so.

Ich übernehme die Führung, steuere ihn.

Ich nehme seine Hände, er lässt sie mir.

Ich führe, er lässt mich führen, er will das so.

Er übernimmt die Führung, steuert mich.

Ich suche, er sucht, wir suchen.

Durch meine sich schließenden und öffnenden Augenlider hindurch sehe ich seine Augenlider, die sich schließen und öffnen.

Unsere Augen sind zur Zimmerdecke gerichtet. Zu meiner Zimmerdecke. Zu den Linien auf meiner Zimmerdecke.

Der Sex fühlte sich an wie eine Erinnerung und eine Vorhersage zugleich, genau wie die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen duschen wir gemeinsam in meiner Badewanne hinter einem transparenten schwarzen Duschvorhang. Er

wäscht sich langsam, vorsichtig und sorgfältig. Unter dem heißen Wasserstrahl stehe ich mit dem Rücken zu ihm und fange an zu bluten. Er bemerkt es nicht. Ich reiche ihm den Duschkopf und reinige mich von Kopf bis Fuß, meine Ohren, meine Augenlider, meine Lippen, meinen Bauchnabel, zwischen meinen Zehen und zwischen den Beinen. Letzte Nacht habe ich nicht geblutet. Ich höre, wie er sich die Kopfhaut kratzt, wie raschelnde Blätter an einem sonnigen Herbsttag hört sich das an, seine Finger reiben das Shampoo in sein dunkelbraunes Haar und der Geruch des Shampoos erinnert entfernt an Zitrusfrüchte. Nachdem er das Shampoo und die Seifenreste abgewaschen hat, gibt er mir den Duschkopf zurück. Dann legt er mir von hinten fest die Arme um die Taille, küsst mich sanft auf die Stelle, wo Nacken und Rücken ineinander übergehen; er küsst die Wassertropfen weg, die dort noch sind – und steigt aus der Badewanne. Ich zeige ihm, wo er ein Handtuch findet – sauber gefaltet in meinem Badezimmerschrank. Das Wasser, das innen an meinen Oberschenkeln und Beinen entlangläuft, färbt sich rot. Ich bekomme meine Tage.

»Wie würdest du am liebsten sterben?«, fragte ich ihn letzte Nacht.

»Warum sollte ich sterben wollen?«, antwortete er.

»Warum nicht? Irgendwann stirbst du sowieso, wie wir alle ...«

In diesem Augenblick drehte er sich um, nahm seinen Blick von der Zimmerdecke und sah mich von seinem erhöhten Platz auf dem Kopfkissen direkt an.

»Stimmt schon, aber trotzdem ...«, sagte er und hielt mich mit seinen Augen fest.

Ich schaute ihn an, umarmte ihn ebenfalls mit den Augen und stellte mir vor, wie er als alter Mann aussehen würde, wie er neben mir liegen würde, mit gefleckten Armen und einem gebrechlichen Körper und einem zufriedenen Gesicht voller Falten.

»Also, wenn du entscheiden könntest, wie würdest du am liebsten gehen?«

»Und du?«

»Wieso ich?« Meine Augen wanderten von ihm zur Decke hoch.

»Wie möchtest du sterben?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. Ich wusste es nicht.

Schweigen machte sich breit, während ich die verschiedenen Möglichkeiten durchging, die ich habe. Aber bald dachte ich nur noch daran, wie wunderbar es sich anfühlte, gemeinsam ein Bett zu teilen.

Er legte mir eine Hand auf die Taille, auf meine Hüften, dann auf meinen Bauch, und meine Augen wanderten wieder zu ihm.

»Also?«, fragte ich.

»Hier will ich nicht sterben.«

»In meinem Bett? Das hätte ich auch nicht so gerne«, sagte ich, und verzog das Gesicht zu einem Lächeln.

»Nein, ich meine doch nicht dein Bett, du Dumme, ich meine New York.«

»Das würde ich auch nicht wollen«, stimmte ich sofort zu. Ich wusste nicht, warum ich das sagte, die Worte kamen einfach so aus mir heraus, als ob es die einzigen Worte wären, die ich äußern könnte.

»Ich fände es nicht schlecht, in einem Café zu sterben, beim Zeitunglesen, an einem sonnigen Tag, vor mir ein halbvoller Kaffeebecher. Und du?«

Ich wusste es noch immer nicht.

Sauber geduscht sitzen wir mit verschränkten Füßen auf meinem Tisch aus massiver Birke und blicken hinaus aus dem Panoramafenster. Unsere Zehen kitzeln sich sanft. Sie berühren sich genug, um uns daran zu erinnern, dass wir nicht alleine hier sitzen, aber sie berühren sich auch nicht zu fest, damit wir nicht vergessen, dass wir alle allein sind und uns fremd. Seine Haut ist weich, als hätte ein kleiner Tropfen Öl seine Partikel gleichmäßig über seinen Körper verteilt.

»Was hast du heute vor?«

»Ich reise nachher ab«, sage ich ihm. »Ich fliege nach Europa.«

»Du Glückliche«, sagt er.

»Hm, ja, stimmt.«

Ich höre auf, meine Finger anzustarren, die einen Becher Kaffee umklammern, den er mir gemacht hat, als ich noch in der Dusche war, und blicke ihn an. *Sein Gesicht*. Ich sehe wieder genau *das*, was ich letzte Nacht gesehen habe, bevor ich beschloss, ihn mit nach Hause zu nehmen. Ich sehe – *das* –, was mich dazu gebracht hat, ihn mitzunehmen.

Wir schauen auf ein modernes Hochhaus ganz aus Glas – fast können wir die morgendlichen Rituale der Leute beobachten, die dort wohnen, aber nur fast, denn die Entfernung zwischen uns und ihnen lässt die Details verschwimmen. Die Sonne trifft auf das Gebäude, ihre Strahlen reflektieren und blenden uns. Er kneift die Augen zusammen, öffnet dann das rechte und richtet es auf mich, das linke folgt – seine Mandelaugen, ihre dunkelgrüne, erdige Farbe leuchtet, während er mich anschaut, und ich denke, dieses Gesicht *muss* mir gegenüber sein, es fühlt sich so richtig an, dass es neben meinem ist.

»Warum schaust du mich so an, so komisch, als hättest du gerade ein Gespenst gesehen?«, fragt er.

»Wie denn? Tue ich das? Gar nicht. Wovon redest du?«, sage ich schnell. Meine Stimme ist ein bisschen durcheinander und versucht, das zu verstecken, genau wie ich.

Wir sitzen auf dem Sofa und berühren uns jetzt fast nicht mehr. Seine Haare sind noch nass, aber langsam bekommen sie wieder ihre Sprungkraft; seine Locken kriegen ihre gedrehte Form zurück, hinter ihnen verstecken sich dünne Ohren und ein kantiger, stoppeliger Kiefer.

»Sag mir was«, bitte ich ihn.

»Irgendwas?«, wundert er sich.

»Was Netties.« Nett, so ein einfaches Wort, das so viel bedeuten kann.

»Wie nett?«, will er wissen.

»Sehr nett«, sage ich ihm.

»Leute, die weit oben wohnen, haben größere Herzen«, sagt er.

Unsere Füße lassen einander los. Mit verheißungsvoller Stimme sagt er: »Ich rufe dich an.«

Ich nicke ihm zu. »Hört sich gut an.« Ich stehe auf und gehe zur Tür, er kommt mir nach. Ich gebe unseren Schritt vor; ich gleite leicht dahin, er auch.

»Also dann.« Sanft berühre ich die Klinke, um ihm die Tür zu öffnen. Er schaut mich an, als wartete er auf etwas.

»Und?«, fragt er.

»Und was?« Meine großen Haselnussaugen sind weit geöffnet und mein Nacken neigt sich leicht, als die Tür aufspringt.

Er beugt sich nach vorne und küsst mich höflich auf die Wange. »Nichts.«

Schüchtern lächle ich ihn an, dann schließe ich die Tür hinter ihm.

Wird er anrufen? Will ich das? Keine weitere Begegnung könnte so gut sein wie die, die wir gerade hatten, als wir beide nur Fremde waren, die sich selbst suchten in den Händen des anderen; kein Gespräch würde je zu den Worten greifen, die wir nicht aussprachen, Worte von Vergangenheit und Worte von Zukunft, Worte, die wir nicht einmal vermissten.

### *Räume und Entfernungen*

Ein Lächeln, das nicht aufhören will, breitet sich auf meinem Gesicht aus, und mit ihm wühle ich nach dem Koffer, der sich hinter vielen Kleiderstapeln versteckt – dann fange ich an zu packen. Ich fülle meinen Koffer mit verschiedenen Farben, Stilen, Materialien, Mustern, damit ich an jedem Tag meiner Reise das richtige Outfit zu jeder möglichen Laune dabei habe. Ich packe auch meinen Badeanzug ein, nur für den Fall, wie ich es immer tue.

An der Wand lehnt ein großer Spiegel, dessen Rahmen mit ungleich verteilten kleinen Mosaiksteinchen verziert ist – er ist viel größer als ich –, ich sehe mein Spiegelbild darin, ein Bild meiner selbst, wie ich auf dem Boden knie, auf einem rauen olivgrünen Teppich, dessen Oberfläche meine Haut reizt und leicht zwickt. Hinter mir liegt die Matratze, auf der der Fremde und ich heute Morgen gemeinsam aufgewacht sind. Mit einem weißen Baumwollbettuch bezogen, sieht sie aus wie eine leere Leinwand.

Ich spüre, wie meine Augen funkeln, wie sie mit jedem Einatmen und jedem Ausatmen immer stärker zu glühen beginnen, wie die Funkelaugen von Neugeborenen, wie die Augen, die jeder noch jahrelang – sein ganzes Leben lang – wieder haben will. Meine Brust ist voller Luft, viel mehr, als ich es je für möglich hielt, meine Lungen dehnen sich aus, wachsen auf ihre doppelte Größe an, und trotzdem fühle ich mich leicht, als wäre meine ganze Körpermasse verschwunden, als schwebte ich ein paar Zentimeter über meinem eigentlichen Körper – ich fühle mich glücklich. Und ganz plötzlich schießt es mir ein: Lior.

*Lior.* Das Gesicht des Fremden.

Mein fröhliches Grinsen verschwand sofort und machte Verwirrung Platz – habe ich wirklich mit einem Fremden geschlafen, weil er mich an Lior erinnert hat?

Kaum hatte ich gestern Abend die Party betreten, schaute ich, wie von einem inneren Zwang bewegt, in die gegenüberliegende Ecke des Raums, und da stand er, zusammen mit ein paar Freunden, vermute ich, mit einem Drink in der Hand, und bemerkte mich ebenfalls. Unsere Augen trafen sich, wie von einem unendlichen Möbiusband angezogen; er lächelte mich an und ich lächelte zurück, bevor ich den Blick abwandte und nach unten auf das Parkett sah. Ungefähr eine Stunde lang verfolgten wir gegenseitig unsere Bewegungen im Raum, als wären wir mit einem unsichtbaren Seil verbunden. Kein einziges Mal standen wir näher als ein paar Meter voneinander entfernt, aber immer spürten wir die Position des an-



deren Körpers, seine Wärme, unsere Distanz, unsere Nähe. Ich fühlte, wie verletztlich ich war – und wie stark.

Der Geruch eines würzigen Aftershaves, das nur seines sein konnte, stieg mir in die Nase, und plötzlich war er hinter mir, stellte sich vor, stellte mir Fragen, brachte mich zum Lachen, brachte mich dazu, mich wie die beste Version meiner selbst zu fühlen.

Und dann sagte ich mir, dass ich mit ihm schlafen würde. Warum, wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht genau, aber es fühlte sich richtig an.

Der Gedanke an Sex mit ihm machte mir keine Angst, ebenso wenig der Gedanke daran, einen Grad von Intimität zu erleben, den ich zuvor noch nie erlebt hatte. Ich habe noch nie diese Mädchen verstanden, die eine große Sache aus dem Verlust ihrer Jungfräulichkeit machen, diese Mädchen, die auf die Liebe ihres Lebens warten, auf ihre Hochzeitsnacht oder auf irgendein romantisches Märchen; ich wusste schon immer, ich wollte, dass sich mein erstes Mal natürlich anfühlt, einfach natürlich, und mit ihm würde das so sein, da war ich sicher.

Und es fühlte sich nicht nur natürlich an, sondern auch bedeutungsvoll.

Ich kann kaum glauben, was passiert ist. Ich sitze in meinem mit gelbem Samt überzogenen Sessel und denke an die letzte Nacht, an heute morgen, und meine Gedanken schweifen ab, wie ein Zweig, den die Strömung fortreißt. Irgendein Teil in mir musste in der Sekunde unserer Begegnung erkannt haben, wie sehr der Fremde Lior ähnelte. Ein Teil von mir, der bis gerade eben stumm war; ein Teil, der laut schrie, um endlich gehört zu werden. Irgendein Teil von mir musste sich daran erinnern haben, was ich vergessen hatte, und mich dazu gebracht haben, das zu tun, was ich getan habe. Ohne Lior wäre die letzte Nacht nie passiert. Der Zusammenhang ist zu deutlich. Ich verstehe nur nicht, warum mich mein Gedächtnis nicht automatisch auf Lior gebracht hat.

Lior, der Freund, den ich zurückgelassen, verlassen und fast vergessen habe. Lior, der in meiner Erinnerung eingefroren war, bis dieser Fremde mich küsste. Seine Lippen berührten meine so sanft, wie ich es mir immer mit Lior vorgestellt hatte. Indem der Fremde mich berührte, erhielt Lior sein Gesicht zurück. Er erhielt seinen Geruch zurück, seinen festen Gang, den Umriss seines Lächelns.

Ich habe ein bisschen Angst, trotzdem nehme ich den Hörer ab und wähle. Manche Nummern vergisst man nie. Einen Augenblick lang überlege ich, wieder aufzulegen, aber dann höre ich seine Stimme, und aus irgendeinem Grund scheint Auflegen plötzlich zu viel Mut zu erfordern, also rede ich einfach drauflos.

»Lior?«

»Ja?«

»Ich bin's«, sage ich und umklammere den Hörer. Meine Hand zittert, und ich stelle mir vor, wie sein Telefon deswegen vibriert. Nach einer kurzen Pause ergänze ich ein »Hallo«, während ich mir mit dem freien Daumen über die Unterlippe fahre.

Als ich ihn fragen höre: »Wer ist da?«, denke ich wieder ans Auflegen, aber ich verwerfe die Idee, denn ich bin doch eher aufgeregt als nervös.

»Wie, du erkennst meine Stimme nicht mehr?«, sage ich und hoffe, dass er mein Lächeln hört.

Er holt tief Luft. »Bist *du* das, Fela?«, fragt er verwundert. »Natürlich erkenne ich dich. So viele Mädchen mit deiner rauchigen Stimme kenne ich nun auch nicht. Aber es ist so lange her. Bist du hier?«

»Nein, ich bin in New York. Ich rufe nur an ... Ich habe an dich gedacht.« Ich achte auf meine Stimme; sie hört sich viel erregter an als noch vor ein paar Minuten.

»Warum hast du an mich gedacht? Es ist doch ungefähr – wie lange? – fünf Jahre her.«

Ich habe an dich gedacht, weil du neben mir lagst; weil ich letzte Nacht mit dir geschlafen habe. Ich habe an dich gedacht, weil du mir das Gefühl gabst, begehrt zu werden, verwurzelt zu sein, eine Frau zu sein. Ich hatte Verlangen nach dir. Und letzte Nacht hat es sich angefühlt, als würden unsere Bauchnabel sich vereinigen, und ich habe angerufen, weil ich dich vergessen hatte und weil es so wunderbar war, dir wieder zu begegnen.

»Ich weiß«, sage ich. »Eher sechs ... Ich habe einfach heute morgen an dich gedacht, also ich meine, letzte Nacht, irgendwie«, und um zu vermeiden, dass ich das erklären muss, frage ich hastig: »Wie geht es dir?«

»Mir geht es gut. Die Armee ödet mich an, aber ich komme zu recht. Ich komme nur jedes zweite Wochenende nach Hause, dann bin ich erschöpft, schlafe fast den ganzen Freitag und Samstag, und dann muss ich auch schon zur Basis zurück. Da bleibt nicht viel übrig für ein eigenes Leben.« Seine Stimme ist unverändert, immer noch so präsent wie eh und je, auf eine respekteinflößende Art scharf, aber friedlich, als wären ihre Kanten in irgendetwas Weiches gewickelt, weich, aber zugleich widerstandsfähig, wie ein Gummiball. »Ich freue mich auf das Ende der Dienstzeit – nur noch ein Jahr – und dann kann ich endlich meine grüne Uniform ausziehen. Aber abgesehen davon geht es mir gut ... Und du, wie geht es dir?« Er fragt und betont dabei jedes einzelne Wort. Er lässt sich Zeit beim Sprechen.

»Okay. Mir geht es okay.«

Dann entsteht eine Stille. Zuerst fühlt sie sich seltsam an, aber nach ein paar Sekunden schon besser. Es ist eine Stille, in der man sich sicher fühlt, die nicht entsteht, weil plötzlich alles und jeder einfriert, sondern weil alles und jeder in einen anderen Modus wechselt; Lior und ich brauchen Zeit, um uns zu erinnern, wann wir uns zuletzt gesehen haben, wir müssen uns den anderen vorstellen können, wie er am Telefon sitzt, atmet; wir brauchen Zeit, um uns den Raum vorzustellen, in dem der andere sitzt.

»Wie sieht es bei dir aus?« Das fragt er sich vielleicht.

»Ziemlich schlicht«, würde ich sagen, wenn er fragte.

»Ist es gemütlich?« – »Ja.« – »Und bunt?« – »Ja.« – »Und warm?« – »Manchmal.« – »Werde ich dein Zuhause je zu Gesicht bekommen?«

»Das weiß ich nicht. Ich hoffe. Und wie ist es bei dir, Lior?« Das würde ich fragen, bevor ich mich daran erinnern würde, dass ich die Antwort kenne.

Er sitzt in seinem alten Kinderzimmer, in dem er immer gewohnt hat. Altweiße Wände, dekoriert mit Postern von Western-Filmen aus den Sechzigern. Auf seinem schwarzen Schreibtisch steht ein Computer, davor ein Lederstuhl mit Rollen, der zum Tisch passt – auf dem Stuhl sitzt er jetzt und lehnt sich nach hinten. Zu seinem Zimmer gehört ein blau-grauer Teppich, ein schwarzes Ledersofa, auf dem man zu zweit sitzen kann, und ein niedriger Glastisch, auf den man die Füße legen kann, wenn man auf dem Sofa sitzt. Vorhänge oder Jalousien gibt es nicht. Lior ist auch gerade erst aus der Dusche gekommen, er riecht frisch. Aber er sieht ein bisschen müde aus.

Er lässt ein gedehntes »Ach so« hören, dann fragt er, »was hast du so gemacht?«

»Nicht viel. Die Uni hat mich ganz schön in Beschlag genommen. Aber eigentlich, Lior«, ich mache eine kurze Pause, »habe ich nur angerufen, um Hallo zu sagen. Ich muss jetzt auflegen. Ich hab's ein bisschen eilig. Ich fliege gleich nach Deutschland, um dort meinen Großvater zu treffen, und dann mit ihm weiter nach Polen.«

»Und dann zurück nach New York?«

»Zuerst wieder nach Berlin, um auch ein bisschen Zeit mit meiner Großmutter zu verbringen.«

»Und dann? Kommst du uns dann besuchen?«, fragt Lior zögerlich.

»Erst einmal zurück nach New York. Ich habe keine andere Reise geplant, aber es wäre schön, einen Kaffee mit dir zu trinken. Oder am Strand entlangzugehen. Vielleicht sogar beides.«

Er ist barfuß. Er hat ein weißes T-Shirt und eine weite Jeans an, sitzt an seinem Schreibtisch, starrt auf den Bildschirm und durchforstet das Internet auf der Suche nach Bergen, die er besteigen könnte, Wanderwegen, die er in Angriff nehmen, und Flüsse, auf denen er mit dem Kajak fahren könnte. Oder vielleicht surft er nur im Netz. Sein Haar ist kurz, fast komplett abrasiert, und sein Gesicht ist ebenso glattrasiert, kein einziges Härchen ist auf seinem Gesicht zu sehen – genauso, wie das die Armee ihren Soldaten vorschreibt. Mit Zeigefinger und Daumen klopft er zur Melodie eines alten Rocksongs, der aus seiner Stereoanlage schallt, auf den Tisch, und hin und wieder hebt er die Hand hoch, fährt sich mit ihr über seine Stirn und die Kopfhaut und massiert sich selbst drei oder vier Sekunden lang.

»Das wäre schön, Fela.«

»Hör mal, ich muss noch fertig packen«, sage ich, und im Unterschied zu ihm lasse ich mir beim Sprechen keine Zeit.

»Ach so, ich verstehe«, sagt er überrascht und verwirrt, als verstünde er nicht wirklich, warum ich ihn plötzlich nach so langer Zeit anrufe und warum ich dann nicht länger mit ihm rede, wenn ich schon angerufen habe. Aber anstatt auf seine berechnete Verwirrung zu sprechen zu kommen, sagt er nur: »Na gut, dann einen schönen Flug. Ich hoffe, du hast eine gute Reise.«

»Ja. Ich auch«, sage ich.

»Sei nicht so distanziert. Komm mich bald besuchen.«

Nach einem Moment des Zögerns sage ich mit einem breiten Lächeln: »Hm, okay. Vielleicht.« Und während ich noch denke, dass ich nicht auflegen möchte, höre ich, wie Lior zärtlich sagt: »Komm mich besuchen. Und wenn du nicht kommst, dann ruf hin und wieder an. Okay?!«

»Tschüss, Lior«, sage ich zärtlich mit meiner rauchigen Stimme.

»Tschüss.«

Ich versuche mich zu erinnern. Ich will mich erinnern. Ich versuche mich zu erinnern, wann ich Lior zuletzt gesehen habe, aber mein Gedächtnis ist leer, als würde es diese Erinnerung nicht geben, weil sie zu einem anderen Land gehört, einer Wüstenlandschaft ohne Wasser und unter einer brennenden Sonne. Und sollte es sie – weggesperrt oder verschlüsselt – geben, ist sie mir nicht zugänglich.

Ich habe mit ihm gesprochen, ich habe mit ihm gesprochen, ich habe mit ihm gesprochen ... Mit Lior, der mir sieben Stunden voraus ist, elf Flugstunden entfernt, in einer Welt, die in jeder Hinsicht ganz anders ist als meine. Und jetzt fühlt es sich an, als wäre mit dem Klang seiner Stimme in mir eine chemische Reaktion in Gang gesetzt worden, und ich bin voller Energie und will etwas tun, irgendetwas, nur nicht weiter packen. Ich lege Musik auf – tolle Texte, tolle Melodien, der Sänger hat eine unangenehme Stimme – und gehe zum Fenster. Die mit den schlimmsten Stimmen machen immer die beste Musik. Wie aus der Ferne und gegen die Musik höre ich meine Absätze klappern, bis ich anhalte und stillstehe, und anstatt hinauszustarren auf die belebten New Yorker Straßen schließe ich die Augen und denke an die polnische Landschaft, die ich morgen sehen werde, die ich noch nie gesehen habe, die ich mir aber schon mein ganzes Leben lang vorgestellt habe. Und dann denke ich an die Landschaften, die ich schon kenne, die ich wiedersehen werde, wenn ich von Polen noch nach Deutschland fahre – die Berliner Linden in einer Reihe. Wie Soldaten stehen sie stramm, genau dort, wo sie stehen müssen. Wie marschierende Soldaten bewegen sie sich nach rechts und links im Septemberwind. Aber wenn ich erst einmal dort bin und die Augen schließe, dann sehe ich die Sonne des Nahen Ostens hinter ihnen hindurch scheinen, durch die Äste und Blätter flimmern, und dahinter goldene Dünen, die sich stumm bis in die Ferne erstrecken. Die hohen und zähen Linden verschwimmen zu Maulbeer-Feigen – mit ihren Stämmen, die sich schon nah am Boden verzweigen. Kopfsteinpflasterstraßen

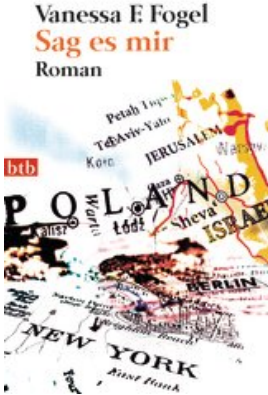
werde ich in Sandwege übergehen sehen, und der riesige, gepflegte Tiergarten verwandelt sich in einen weiten, welligen Ozean, dessen Fluchtpunkt eine dünne und zarte Linie ist, die dem Auge guttut. Ich öffne die Augen und sehe hinaus auf den schiefergrauen Hudson River, dessen Wasser kaum zu fließen scheint.

Als mir klar wird, wie spät es schon ist, packe ich schnell fertig. Ich rufe meine Mutter an, die mich zum zehnten Mal fragt, ob ich mir sicher bin, dass sie mich auf der Fahrt zum Flughafen nicht begleiten soll, und ich sage ihr, dass ich mir allein ein Taxi nehmen werde und dass das in Ordnung ist. »Wir sehen uns bald, ja?«, sage ich mit einer Stimme, die mir eher wie die des Elternteils als die des Kindes vorkommt. Sie sagt, ich soll auf mich aufpassen, wünscht mir einen guten Flug und sagt, ich soll sie nach meiner Ankunft anrufen, damit sie weiß, dass ich gut bei ihrem Vater angekommen bin. Ich verspreche ihr das.

Eine winzige Sekunde lang fällt es mir schwer, sie allein zu lassen; eine winzige Sekunde lang stelle ich mir vor, ihr passiert irgendetwas Schlimmes, während ich weg bin – und ich *muss* klopfen. Ich muss meinen Daumen hundert Mal gegen mein Knie schlagen und dann meinen Zeigefinger auch hundert Mal, und ich muss dabei bis zweihundert zählen, und wenn ich mich verzähle, muss ich von vorne anfangen, und das *muss* ich tun, damit ich *ganz sicher* bin, dass ihr nichts Schlimmes passiert.

Ich mache meinen Koffer zu, schließe die Tür hinter mir ab, gehe auf die Straße hinunter und nehme das erste freie gelbe Taxi, das ich finde. Aus dem fahrenden Auto heraus beobachte ich die hin- und her rennenden Leute und die Hochhäuser, die ganz still stehen, und die Lagerhallen mit ihren Ziegelmauern voller unfertiger Graffiti und ihren Feuerleitern, und ein Teil von mir vermisst das alles bereits, obschon es sich noch vor meinen Augen befindet.

Ich denke an Polen und daran, dass ich mir jahrelang das Land vorgestellt habe, in dem ich nun endlich sein werde, mit dem ich so fest verwurzelt bin, den Boden, der die Geschichten aus der Kind-



Vanessa F. Fogel

**Sag es mir**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74370-4

btb

Erscheinungstermin: April 2012

Eine junge Jüdin zwischen Tel Aviv, New York und Berlin

Sie wächst auf zwischen den pulsierenden Metropolen von Tel Aviv und New York – immer auf dem Sprung, ohne richtige Heimat. Doch nun bittet ihr Großvater die junge Jüdin Fela, mit ihm nach Polen zu reisen, in das Land seiner Kindheit, in die Heimat, die ihm die Nazis geraubt haben. Anfänglich skeptisch spürt Fela zunehmend, wie sehr ihr eigenes Leben mit dem Leidensweg des Großvaters verstrickt ist. Auch sie kennt die Zeiten bewaffneter Konflikte. Und trotz der erdrückenden Last der Vergangenheit erkennt Fela, dass es da noch mehr gibt – Liebe, Verständnis, Humor und vor allem eine Zukunft.